

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 9

Artikel: Warum ich ledig blieb : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Warum ich ledig blieb

Antworten auf unsere Rundfrage

Illustration von Hans Tomamichel

Die große Anzahl der Antworten, die wir dem Vertrauen unserer Leserinnen und Leser verdanken, erlaubte es uns, eine Auswahl zu treffen, in der die häufigsten Ursachen, die zur Ehelosigkeit führen, je in einem Beispiel anschaulich zum Ausdruck kommen. Den Antworten der Leserinnen in diesem Hefte folgen in einer der nächsten Nummern jene der Leser. Die Redaktion wird sie mit einer zusammenfassenden Betrachtung abschließen.

Ein rechtes Mädchen hat keinen Schatz

« Tanti, bist du eigentlich eine Frau oder ein Fräulein? Tanti, hast du keinen Mann? Möchtest du nicht lieber heiraten? » Solche und ähnliche Fragen stellte mir das Töchterchen meiner verheirateten Freundin bei jedem Besuch, bis ich ihm versprach, ich werde es ihm dann ganz sicher mitteilen, wenn eine Veränderung eingetreten sei. Vielleicht dürfe es sogar Blumen streuen an der Hochzeit! Inzwischen sind ein paar Jahre verstrichen, und Liseli hat noch keine Blumen streuen können! Aber es kommt immer wieder auf das Thema « Heirat » zurück. Kürzlich besuchte es mich in meiner klei-

nen Wohnung. Es hat zwanzig Kleinwohnungen in diesem Hause. «Wohnen denn lauter Alleinstehende in diesem Hause?» wollte mein Besuch wissen. Als ich erklärte, daß auch einige junge Ehepaare da wohnten, sah sie sich im Zimmer um und erklärte: «Hier, in dieser Ecke, könntest du ganz gut noch eine zweite Couch hinstellen!»

Ich höre das Geplauder des Kindes gern. Es freut mich, daß es die Lebensfragen so einfach und natürlich ansehen kann. So wird es seinen Weg im Leben leichter finden als ich.

Da mein Vater früh starb, lag meine Erziehung hauptsächlich in den Händen der Mutter. Sie gab sich sicher alle Mühe, mich und meine Schwester zu tüchtigen Leuten zu erziehen. Es freute sie, wenn wir als Muster der Wohlerzogenheit galten. Der Einfluß der Mutter war stark. Sicher verdanke ich ihr auch viel Gutes; einige ihrer Erziehungsgrundsätze haben sich aber verhängnisvoll auf meine Entwicklung ausgewirkt. Es ist erstaunlich, wie lang im Kindesalter aufgenommene Leitlinien nachwirken können!

Einige Zeit war eine junge, elternlose Verwandte bei uns, die im Städtchen allerlei Kurse besuchte. Gerne sang sie beim Handarbeiten allerlei heitere oder auch wehmütige Lieder. Die Liebeslieder zog sie allen andern vor... «Ich han en Schatz gha, ich han en gern gha, ich han en nümme, es isch mer glych»... Ich mag mich gut erinnern, daß meine Mutter dem Mädchen, der Kinder wegen, das Singen solcher Lieder verbot. Bei dieser Gelegenheit erklärte sie uns, «Schatz» sei ein häßliches Wort, ein rechtes Mädchen habe vielleicht einen Bräutigam, der es dann später heirate. Einen Schatz habe «man» nicht.

Als unser junger Nachbar eines Tages mit einem Fräulein auf der Straße gesehen wurde, ist uns der Grundsatz eingepflanzt worden, es sei unschicklich, wenn zwei junge Leute zusammen spazieren gingen, es sei denn, die beiden seien verlobt und trügen Ringe.

Bescheidenheit ist eine Zier... Es ist sicher gut, seine Kinder zu dieser gern gesehenen Eigenschaft zu erziehen — aber nicht alle Wege taugen dazu.

In aller guten Meinung dachte die Mutter, sie wolle uns vor der — oh, so schändlichen — Überheblichkeit und Begehrlichkeit bewahren. So kleidete sie uns denn nicht nur einfach, sondern direkt ärmlich. Da wir in rechten finanziellen Verhältnissen lebten, wäre dies nicht nötig gewesen. Mit Schrecken denke ich an ein Paar Knopfstiefel, das ich von einer Großtante geerbt hatte, dann an gewisse Unterziehhosen, Modell Jahrhundertwende, die ständig die Tendenz hatten, unliebsam hervorzuschauen und dadurch die Schulbuben zum Spott zu reizen. Später trieb mich eine Zeitlang ein geschenkter knallgrüner Hut zur Verzweiflung. Wenn ich durch diese Maßnahmen nur wenigstens bescheiden geworden wäre! Ich wurde aber bloß ruppig und trotzig. In diesem Stadium, das manches Jahr dauerte, war ich wohl recht ungenießbar. Überall setzte ich mich zur Wehr. Meine Einstellung war: Ihr müßt nicht meinen, ich sei weniger als ihr, wenn ich schon so schlecht gekleidet bin! Daß ich durch die schlechte Kleidung und noch mehr durch diese Geisteshaltung für meine Schulkameraden nicht gerade anziehend war, liegt auf der Hand.

Dann kam ich in die Kantonsschule. In unserm Städtchen wurde diese Schule gemeinsam von Buben und Mädchen besucht, wobei die Mädchen natürlich in der Minderheit waren. In meiner Klasse war ich sogar einziges Mädchen. Ich hatte mir vorgenommen, möglichst ein Bub unter Buben zu sein. Dies geriet mir nicht übel. Zu den Dümmlsten gehörte ich nicht, und da ich kräftig war, kam ich auch auf Touren und Exkursionen gut mit. Einmal allerdings, nach einem mühsamen, fünfstündigen Aufstieg, war ich am Ende meiner Kräfte. Ich riß mich zusammen, so gut ich konnte. Der Abstand zwischen mir und dem Vordermann war noch nicht größer geworden; aber ich merkte, so ginge es höchstens noch einige

Minuten, dann bräche ich zusammen. In diesem kritischen Moment lud ein aufmerksamer Klassenkamerad meinen Sack ohne weiteres auf den seinen, und nach einem kurzen Halt ging es weiter. Diese Niederlage ärgerte mich so, daß ich meinem Helfer nicht einmal dankte!

Am Schlusse des Schuljahres gab es in unserer Schule jeweilen eine festliche Veranstaltung. Nachdem das Programm abgewickelt war, durfte man tanzen. Da wir wenig Schülerinnen waren, durften die Buben Mädchen einladen. Obschon ich mich immer auf diesen Abend sehr freute, wurde er für mich jedesmal zu einer gelinden Enttäuschung. Alle meine vielen Kameraden, die mich sicher ganz gut mochten an den gewöhnlichen Tagen, hatten für mich keine Zeit mehr. Mochte die Mutter, die Tanzereien ungern sah, verächtlich reden über die «Besen», ich hätte doch gern zu ihnen gehört! Aber mich lud niemand ein, dazu war ich zu unnahbar. Mochte man das Spazierengehen zu zweit auch als höchst verdächtig darstellen — ich hätte gern mitgemacht. Aber das wußte niemand. Ich glaube, die Kameraden hätten gedacht, ich kratze ihnen die Augen aus!

Später kam ich nach England. Mein Beruf nahm mich voll in Anspruch, und es boten sich mir wenige Möglichkeiten, unter die Leute zu kommen. Überdies war ich von Anfang an entschlossen, nur einen Schweizer zu heiraten, so daß mir an der Bekanntschaft mit englischen Herren nicht so viel gelegen war.

Bei meiner Rückkehr stellte sich dann ein Freier ein, ein mir fast unbekannter Herr. Ganz nach Schema F kam es gleich zur Verlobung, der aber die Entlobung auf dem Fuße folgte. Dieser Ehe weine ich keine Träne nach! In meiner Weltfremdheit hätte ich da in eine böse Sache hineinlaufen können.

Dann arbeitete ich jahrelang unter Verhältnissen, wo das Schließen einer Bekanntschaft fast unmöglich war, berufliche und persönliche Schwierigkeiten tauchten auf und brauchten Zeit und Kraft.

So vergingen die Jahre. Jetzt bin ich schon 34 und immer noch ledig! Wenn ich den Gründen nachgehe, so komme ich zu folgenden Überlegungen:

Die weltfremde, lebensfeindliche Erziehung hat mir die Fühlungnahme mit dem andern Geschlecht erschwert. Meine verheiratete Schwester, die schließlich die gleiche Erziehung genoß, hatte eine Art Filter in ihrer Seele. Sie ließ nur so viel von diesen moralistischen Einflüssen ein, wie sie für den Aufbau ihrer Persönlichkeit brauchen konnte. Diese wichtige Einrichtung fehlte mir!

Die Überzeugung, unvoreilhaft auszusehen, ließ mich Männern gegenüber befangen werden. Unter Freunden äußerte sich dies in betont burschikosem Gehaben, unter Fremden in übergroßer Reserviertheit. Mein nicht geringer Ehrgeiz kam in Gesellschaft nicht auf seine Rechnung. Dies suchte ich wett zu machen durch andere Leistungen. Die Männer sahen darum in mir vor allem die Mitarbeiterin oder die Konkurrentin. *Da ich selbst zu vergessen suchte, daß ich eine Frau bin, übersahen es die Männer auch!*

Der Schatten

Als ich meine erste Stelle antrat, meinten meine Vorgesetzten: «Die Neue wird nicht lange bleiben — die verheiratet sich bald!» — Die Voraussetzungen für eine Eheschließung schienen also gegeben. Seither sind 25 Jahre vergangen, und ich bin ledig. Wie das kam?

Mit 20 Jahren hatte ich mich verlobt. Ich war überzeugt, keinen geeigneteren Lebensgefährten finden zu können. Eines Tages erzählte mir mein Bräutigam vom außerehelichen Liebesverhältnis eines Freundes, und als ich dafür kein Verständnis aufbringen konnte, meinte er: «Du darfst nicht vergessen, wir sind nun einmal Künstler, und da geht es nicht an, den gewöhnlichen Maßstab zu gebrauchen. Ich finde es selbstverständlich, daß man sich einem andern Menschen hingibt, wenn einem die eigene Frau nicht das

Erwartete bietet. Du solltest in dieser Beziehung, auch was dich selber betrifft, großzügiger sein!» — Mein erster Traum war zu Schaum zerronnen. Ich fürchtete mich vor dem Risiko, das ich mit dieser Verbindung auf mich zu nehmen im Begriff war und löste die Verlobung auf.

Einige Jahre später befreundete ich mich mit einem Menschen, von dem es allgemein hieß, daß er ein rassischer Mensch sei und ein Lehrer, der in seiner Schule auf straffe Ordnung halte. Er hatte tatsächlich etwas Imponierendes. Aber je länger ich ihn kannte, desto weiter kam ich innerlich von ihm weg. Sein vielgerühmtes Wissen war ein reines Fachwissen. Er kümmerte sich um seine Naturwissenschaften und sonst um gar nichts — und bald fühlte ich mich ihm auf den verschiedensten Gebieten weltweit überlegen. Dazu kam, daß dieser herrische Mensch mir gegenüber äußerst devot war und in den alltäglichsten Dingen immer meine Meinung verlangte: «Was meinst du, soll ich das so oder so erledigen?» Dieser weibische Zug war für mich zutiefst abstoßend, und die bloße Vorstellung vom Zusammensein mit meinem Freund in einer Ehe erschien mir immer unerträglich. Ich zog ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vor und zerschnitt brüsk die schon stark geknüpften Fäden.

Auch beim dritten Verhältnis ging eine Zeitlang alles in Minne. Da ließ uns eine gemeinsame Bekannte wissen, daß ihr Bruder versorgungsbedürftig geworden sei, und daß sie nun für ihn zu bezahlen habe; und sie betrachtete es als eine Sache der Anständigkeit, das ihr Mögliche beizutragen. — Mein Bräutigam kennzeichnete dieses Verhalten als dumm und typisch für Frauen. Er werde es fertig bringen, daß die Gemeinde alles bezahle. Man blieb jedoch bei den getroffenen Abmachungen. Aber von diesem Moment an fand ich die egoistische Einstellung meines Bräutigams überall wieder: die *andern* sollen geben, *ich* will zusammenraffen. — Das ist der Grund, daß ich auch diese Bekanntschaft auflöste.

Mit meinem für andere unbegreiflichen Verhalten habe ich viel Unheil angerichtet und durchlebte deswegen schwere Krisen. Ich fühlte wohl, daß das, was ich als Grund für mein jeweiligen plötzliches Abbrechen bezeichnete, nicht die wahre Ursache war; die mußte tiefer liegen. Heute bin ich mir darüber klar.

Meine Mutter war eine ungewöhnlich gütige und weitherzige Frau. Durch ihre Heirat, die durch die Eltern zustande gebracht worden war, geriet sie zu einem Manne, der ihr nicht ebenbürtig war, und schon bald zeigte es sich, daß seine Sparsamkeit Geiz, sein ewiges «solides» Zuhausebleiben Flucht vor den andern Menschen und seine freie Zeit ein beständiges Sorgen um sein liebes Ich war. Am schlimmsten mußte es wohl für meine Mutter sein, wenn er ihr mit süßlicher Stimme kleinliche Rügen erteilte oder ihr Vorwürfe machte. Dann war noch dies, daß meine Mutter ihn an Intelligenz übertraf. Alles das bewirkte, daß für sie die Ehe eine Last bedeutete, die oft kaum zu ertragen war. — Ich erinnere mich, daß ich als kleines Kind oft an meine Mutter gelehnt stand, sie hilflos anstaunte und litt, wenn sie in ihrer Verzweiflung da saß und nur noch weinen konnte.

Warum ich das erzähle? Dieses Miterleben in frühester Jugend schuf in mir starke negative Eindrücke, die später wohl verdrängt wurden, die sich aber jedesmal warnend meldeten, wenn ich wieder im Begriff stand, eine Bindung einzugehen. In jedem Menschen, mit dem ich zuerst bereit war, eine Ehe zu schließen, fand ich plötzlich Züge, die ich von meinem Vater her kannte und verabscheute — und dann kam unweigerlich der Moment, da ich nicht mehr konnte.

Dornröschen

«Eine Klavierlehrerin ist dazu verdammt, ledig zu bleiben!» warnte mich einst mein Vater, als ich noch zur Schule ging. Ich machte mir damals keine schweren Gedanken darüber; aber heute sehe ich ein, daß er recht hatte — wie immer.

Heute unterrichte ich etwa 30 Klavierschüler. Diese blühende Praxis beansprucht mich voll und ganz, und beinahe gehe ich in meinem Lehrberuf auf. Beinahe: Werde ich doch bald dreißig sein, und trotz meiner Bereitschaft, ja trotz meinem Wunsch zur Ehe bleibe ich ledig. Warum? Liegt es an meiner Erscheinung? Ich bin keine blendende Schönheit, aber noch weiter bin ich davon entfernt, häßlich zu sein. Auch Mangel an Bildung kann man mir nicht vorwerfen — im Gegenteil, gerade diese Bildungsstufe isoliert und verkleinert die Auswahl unter etwaigen Partnern. In der Tat habe ich bei sonst netten jungen Leuten aus dem Kaufmannsstand oft eine gewisse Minimalbildung einfach vermißt oder bei andern mich an ihrer engstirnigen, einseitigen Einstellung gestoßen, die keine allgemeine geistige und künstlerische Interessen kennt.

Nun zur Hauptsache, meinem Bekanntenkreis. Der ist nämlich meist gar kein Kreis, sondern schrumpft auf einen Punkt, ein Nichts zusammen. Durch meinen Beruf werde ich von aller Welt isoliert, wenn ich unter Welt vor allem die meiner Altersgenossen beiderlei Geschlechts verstehe. Vom Morgen bis zum Abend bin ich jahraus jahrein in meinen vier Wänden festgenagelt, während draußen das Leben ohne mich weiter geht. Es scheint mir oft, es sei dies das Los aller Musiklehrerinnen; denn unter meinen Verwandten und Bekannten sind mehrere dieses Berufes, und alle teilen mein Schicksal.

Neben dem Beruf gibt es aber noch andere gesellschaftliche Anknüpfungspunkte. Betrachten wir das gesellschaftliche Leben unserer Familie: Mein Vater, schon siebzig Jahre alt, lebt sehr zurückgezogen, und sein geselliger Verkehr beschränkt sich auf Briefwechsel mit alten Freunden in aller Welt — nur nicht in meiner Vaterstadt. Was sonst noch etwa bei uns aus- und eingeht, sind fast ausnahmslos Verwandte, mit denen ich — im Gegensatz zu Bekannten — in großer Zahl gesegnet bin. Mein Bruder hat als

Student und Offizier naturgemäß einen großen Bekanntenkreis, der zudem in der Hauptsache aus jungen Männern im heiratsfähigen Alter besteht. Das wäre ja geradezu ideal, wenn — wenn er nicht vier Jahre jünger als ich wäre und so natürlich vor allem mit Gleichaltrigen verkehrt. Zudem ist er auch nicht der geselligste; wenigstens bringt er selten genug Kameraden nach Hause mit.

Nun kennt ja unsere heutige Zivilisation noch andere Einrichtungen, die dazu angetan sind, das gesellschaftliche Leben zu fördern. Aber in Dancings verkehren nun einmal nicht die Herren nach meinem Geschmack, und in Konzert und Theater bringt es die sog. gute Sitte mit sich, daß ein junger Herr lieber drei Stunden lang den Stummen spielt, als daß er mit seiner Nachbarin über das Gesehene und Gehörte seine Gedanken austauschen würde. Oder man fährt in die Ferien, z. B. mit dem Bruder, um dann als dessen Braut oder gar Frau angesehen zu werden, wie es mir mehrmals passierte; oder auch einmal allein. Aber nicht wahr, heute ist eben die männliche Jugend im Militärdienst und nicht in Ferienkurorten, ausgenommen die Internierten — aber das gehört nicht dahin.

So schlafe ich denn meinen Dornröschenschlaf weiter, suche in meiner Arbeit den Sinn eines Lebens zu finden und bin bestrebt, meine Praxis so zu vergrößern, daß die Zahl meiner Jahre die meiner Schüler nicht so bald übertrifft.

Der Pechvogel

Warum ich ledig blieb? Unfreiwillig auf alle Fälle! Ganz einfach deshalb, weil es noch keinem Mann eingefallen ist, mich zu fragen, ob ich seine Frau werden möchte.

Ich bin bald dreißig Jahre alt und habe noch nie einen Freund oder Bekannten gehabt. Dabei bin ich bestimmt nicht viel anders, nicht viel böser oder weniger hübsch als die meisten weiblichen Wesen.

Im Backfisch-Alter habe ich begonnen, für diesen oder jenen Mann aus wei-

ter Ferne zu schwärmen. In die Nähe kam ich nie. Die Begeisterung und Liebe habe ich als treue Natur ein bis zwei Jahre gehütet. Dann ist sie langsam verduftet und verrochen, so wie eine Naphthalinkugel, und nichts — nichts ist mehr übrig geblieben.

Dann habe ich eine Zeitlang gedacht, der «liebe Gott» werde schon für mich sorgen. Als damit nichts war, habe ich den «nicht mehr ungewöhnlichen Weg» beschritten.

Der erste Kandidat wollte unbedingt ein Glashaus und nur Stahlmöbel, vegetarisch leben, nicht rauchen und nicht trinken, die Kinder einer Gouvernante und später einem Institut zur Erziehung überlassen. Da ich mich für ein gläsern-metallisches Idyll nicht erwärmen und um «meine Kinder» Fremden zu überlassen ebenso gut ledig bleiben konnte, habe ich mich freundlichst verabschiedet.

Der zweite wünschte eine Frau, die bei Damen-Teas, Bridge- und Cocktail-Parties Aufträge einbringt. Das leuchtete mir schon ein; aber ich bleibe ein gesellschaftliches Aschenbrödel. Zu dieser Mission hätte ich auch mit Liebe den Mut nicht aufgebracht. So war wieder nichts.

Der dritte wäre mein Fall gewesen; doch war ich nicht sein Fall, so war dieser Fall erledigt.

Der vierte stellte fest, daß meine finanzielle Lage seinen Ansprüchen nicht entsprach und empfahl sich unter besten Glückwünschen.

Dann habe ich meine Fühler und Taster traurig eingezogen, mich in mein Schneckenhaus verkrochen, die Türen verschlossen und einen Dauerwinterschlaf in bezug auf Liebe begonnen.

Das war und ist nun sicher falsch. Denn da meine Eltern leider gar keine Geselligkeit pflegten und ich weder nähere Verwandte noch Bekannte habe und außerdem mein Beruf in dieser Beziehung außerordentlich ungünstig ist, hätte ich einfach irgendwo Anschluß suchen sollen — ohne den Gedanken an eine Ehe. Dafür war ich vielleicht zu schwerfällig.

Ich gehe allein ins Konzert, ins Thea-

ter, ins Kino. Das gütige Schicksal placierte mich stets inmitten einer Auswahl jeden Alters meiner Leidensgenossinnen, im maximalen Glücksfall gerate ich neben einen katholischen Pfarrherrn.

Zur ersten Liebe bin ich bald zu alt, ohne Liebe heiraten könnte ich nicht. Konsequenz: ich bleibe ledig. Ich bleibe die gute, liebe, alte Tante, die seit ihrem 16. Altersjahr alle Liebesgeschichten der Freundinnen oder Kolleginnen geduldig anhört und weisen Rat erteilen muß, weil sie nichts versteht. Neuestens hüte ich auch die Babies der Freundinnen.

Versäumter Jugendtag

Ich wollte das Blaue oder die Sterne vom Himmel haben, und weil ich stets von höchster Vollendung träumte, vergaß ich, daß ich, ein Mensch aus Fleisch und Blut, die Zeit hätte nutzen müssen, die Blütezeit, auf die, ach so schnell, der Sommer folgt und der Herbst.

Ich war kaum zwanzig Jahre alt, als ich bei einer Jubiläumsfeier unserer Schule einen Jugendkameraden traf, der Künstler geworden war. Peter war ein sehr schlechter Tänzer. Den Walzer, meinen Lieblingstanz, konnte er gar nicht. Trotzdem holte ich ihn bei der Damentour und nicht den dreißigjährigen Beamten in gehobener Stellung, der extra meiner wegen von der Hauptstadt hierher gefahren war. Daß Peter sehr schlecht tanzte, zählte nicht; denn er hatte mir voll Begeisterung zugeflüstert: «Ich habe dich immer schon lieb gehabt. Ich sah mich in jeder Pause nach dir um, und ich war unglücklich, wenn ich dich nirgends sah. Es hat mir nie ein anderes Mädchen gefallen als du.»

Als uns bald darauf ein gemeinsamer Spaziergang durch blühende Obstgärten und über blumige Wiesen führte, frug er mich, ob ich auf ihn warten wollte, bis seine Studienjahre um seien und er sich eine Existenz geschafft hätte.

So wartete ich denn fünf Jahre lang. Ich glaubte an Peter wie an einen Gott. Ich wußte, daß er sich eines Tages durch-

setzen werden. Jeden seiner ersten Erfolge erlebte ich mit, freute mich mit ihm und ermutigte ihn, wenn sie auf sich warten ließen. Ich war überzeugt, daß wir das glücklichste Ehepaar werden würden, weit und breit.

Peter war oft lang im Ausland. In dieser Zeit zog ich mich zurück, las viel und lernte alles, war mir dann in der Ehe von Nutzen sein sollte. Jede Einladung zu geselligen Anlässen lehnte ich ab.

Es waren nicht nur schöne Jahre, es war die schönste Zeit meines Lebens, diese Wartezeit. Ich liebte, und ich wurde von einem Künstler geliebt, der nie müde wurde, mir zu sagen und zu schreiben, wie schön und gut und begehrenswert ich wäre. Ich glaubte jedem seiner Worte.

Unterdessen war ich fünfundzwanzig geworden — schneller als ich gedacht hatte. Jetzt verlobten wir uns und kauften uns Ringe, ohne daß unsere beidseitigen Eltern eigentlich damit einverstanden gewesen wären. Wir wären jetzt alt genug, um selbständig zu handeln, dachten wir, und unseres eigenen Glückes Schmied zu sein.

Aber meine Eltern machten deprimierte Gesichter. Sie fanden, der junge Mann habe keine hinreichende Existenz. Sie befürchteten, uns unterstützen zu müssen. Das bedeutete eine große Beleidigung für mich. Ich war doch jung und gesund und konnte mithelfen verdienen.

Mit den Eltern von Peter war es noch schlimmer, besonders mit seiner Mutter. Ständig hatte sie an mir auszusetzen. Nichts, was ich tat oder was ich trug, war recht. Ich wäre ein verwöhntes Mädchen, das sich an ein sehr gutes eigenes Salär gewöhnt habe. Die Entbehrungen eines Künstlerlebens würde ich kaum je zu teilen imstande sein. Nur der allfällige Ruhm locke mich. Besser würde ich einen reichen bürgerlichen Mann heiraten.

Man bearbeitete Peter. Man versprach ihm Reisen, Studienaufenthalte, ein Auto. Man drohte ihm mit Verstoßen, Enterben. Und siehe da, es nützte!

Eines Tages erklärte mir Peter, daß es unmöglich sei, zusammenzukommen. Ich war zuversichtlicher. Ich wollte mit ihm durchbrennen, wenn es sonst keinen Weg gab. Peter hatte dazu den Mut nicht. So streifte ich den Ring vom Finger.

Es vergingen ein paar Jahre, bis ich mich von diesem Schlag erholt und befreit hatte. Aber dann kam doch wieder der Tag, an dem ich fröhlich in die Welt schaute. Ich glaubte wieder, daß sich mein sehnlichster Wunsch erfüllen werde. Ich wollte heiraten und Mutter werden. Ich war Markus begegnet. Es war eine große Liebe auf den ersten Blick.

Doch wieder hatte mich das Schicksal dazu bestimmt, zu warten; denn Markus hatte Bindungen an seine Mutter, von denen er nicht los kam. Sie tat alles, was sie konnte, um ihn nicht freigegeben zu müssen. Wieder vergingen einige Jahre, und wieder lösten sich meine Hoffnungen in nichts auf.

Jetzt habe ich die Dreißig überschritten. Was tun? Mich abfinden mit dem Ledigbleiben? Ich strebe es an. Es ist jedoch nicht leicht. Bestimmt kann ein seelisch gesunder Mensch mehrmals im Leben wahr und tief lieben. Auch das fortgeschrittene Alter wird nie aufhören, auf doch teilweise Erfüllung der Sehnsucht nach Liebe zu hoffen. Aber ... am schönsten drückt mein Gefühl Conrad Ferdinand Meyer in seinem Gedicht «Lenzfahrt» aus:

Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ewgen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!

Und ob die Locke mir ergraut,
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wann die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.

Es ist schwer, über der Sorge für die Familie nicht selbst zu kurz zu kommen

Warum ich ledig blieb! Ja, warum? Weil ich nie von einem Menschen zur Gefährtin, zur Frau begehrt wurde.

Könnte ich nochmals von vorn beginnen, so würde ich — ich bin heute 35 Jahre alt — verschiedenes anders machen. Vielleicht würde ich bewußter leben, so, wie mir scheint, daß die jungen Mädchen von heute es tun. Als ich im Backfischalter stand, waren meine Empfindungen noch ganz kindhaft. Ein schönes Kleid, eine hübsche Frisur sagten mir gar nichts. Der Gedanke, irgendwem gefallen zu wollen, kam mir nie. Mit meinen Berufskameraden von der Handelsschule pflegte ich einen freimütigen Verkehr. Wir Schüler und Schülerinnen machten manchen Sonntagsbummel zusammen, wanderten auch oft in die Berge oder rückten im Winter mit den Brettern aus. Doch sind mir höchstens zwei, drei Fälle erinnerlich, wo aus jenem Kameradschaftsbund ernstliche Bindungen wurden.

Dann kam ich ins Berufsleben und mußte da meine ganzen Kräfte einsetzen. Denn betagte Eltern, zwei Schwestern, denen die Möglichkeit fehlte, viel zum Unterhalt der Familie beizusteuern, mußte ich sozusagen ganz allein über Wasser halten. Mein für ein Mädchen ungewöhnlich hohes Gehalt erlaubte mir dies.

Doch müßte ich eine Lügnerin sein, wollte ich behaupten, daß sich nicht daneben mit Allmacht auch eigene Wünsche regten. Denn ich sah die Bestimmung der Frau niemals im kaufmännischen Erwerb — vielmehr sehnte ich mich nach einem richtigen guten normalen Frauenleben, das Mann und Kinder einschloß. Ehrlich darf ich sagen, daß ich nie nach einer sogenannten guten Partie Ausschau hielt. Was ich von einem Gatten verlangt hätte, waren einzig ein sicheres Einkommen und eine gewisse Intelligenz. Er sollte nicht zu jenen gehören, die das Jahr durch niemals ein Buch zur Hand neh-

men. Doch, wie gesagt, eine Frage trat niemals an mich heran. Im Büro, wo ich arbeite, war ich von den Kollegen immer sehr geachtet — aber niemand trat mir näher.

Bei geselligen Anlässen, die ich früher gern besuchte, hatte ich nie besonders Glück beim «Engagiert-Werden». Sie werden lachen, aber es ist schon so, daß Mädchen, die genötigt sind, Gläser zu tragen, immer im Nachteil sind, und seien sie noch so jung und hübsch. Während beim Manne die Brille intellektuell wirkt, dem Mädchen nimmt sie scheinbar allen Charme. Und Intelligenz ist bei uns auch nicht sehr gefragt. Nein, heute habe ich gelernt, daß ein hübsches Bein, eine schicke Frisur, ein bewußtes, sicheres Auftreten das Beste sind, das Mutter Natur geben kann.

Aber mein ganzes Leben lang mußte ich einteilen; viel Geld für den Coiffeur, die Schneiderin konnte ich nicht erübrigen. Immer mußte ich für die ganze Familie darauf sehen, daß «der Karren lief»!

Wenn man sich an jedem Monatsersten mit dem Bewußtsein ins Bett legt, daß man alle laufenden Rechnungen eines Haushalts wieder einmal beglichen hat, so ist das ein schönes Gefühl. Sollte es nicht stark genug sein, andere Gefühle — egoistischere, beispielsweise die Sehnsucht nach einem eigenen Heim — im Keim zu ersticken? . . .

Ich habe immer wieder versucht, es mir selbst einzureden, manchmal mit Erfolg, manchmal ohne.

Ich bin nicht nur Frau, ich bin auch Mensch!

Als Kunstgewerblerin mit vielseitigen lebhaften Interessen war ich überall mit Herz und Seele dabei und bin es heute noch. Von jeher hatte ich starke und herzliche Beziehungen zu Männern. Bei frohem Singen, in alten Schlössern und Museen, auf Jurahügeln, hinter Büchern und bei Bastelarbeit waren wir uns nahe gekommen. Warum entstand aus diesen Be-

ziehungen nie eine Ehe? Ja, warum? Ich habe mir darüber oft Gedanken gemacht. Hier ist das Ergebnis meiner Überlegungen :

Lieber, gebildeter Schweizermann, ich weiß es, Du hast Dich anfangs immer an meiner teilnehmenden, impulsiven und geraden Art gefreut. Du warst froh und dankbar um die « geistige Stütze », die ich Dir mit meinem zuversichtlichen und selbständigen Denken bot. Du achtetest mich als Kameradin.

Diese Achtung ist geblieben. Aber mit der Zeit wurdest Du müde, Dich immer anstrengen zu müssen. Du wolltest endlich Deine Ruhe und lieber ein weniger selbständiges Mädchen, lieber eines, das wie ein Kätzchen zu spielen und sich anzuschmiegen versteht, Dich als « Mann » mehr beansprucht und dafür Deinen innern Menschen sich selbst überläßt.

Ich aber fühle mich als bewußte Schweizerfrau verpflichtet, Dir nur ganz « Frau » zu sein, wenn Du mich auch als « Mensch » liebst. Du mußt beides wollen!

Ich weiß heute, daß ich darum noch ledig bin, weil ich viel — vielleicht zu viel — vom Mann und auch von mir selbst verlangte. Aber obwohl mir das eigentlichste Wirkungsgebiet der Frau die Ehe scheint, ziehe ich es dennoch vor, ledig zu bleiben, solange ich den Mann nicht finde, der mich als Frau *und* Mensch zugleich liebt.

Das Mißtrauen

Es mag mütterlicher Egoismus gegenüber dem einzigen Kinde mit im Spiele gewesen sein, wenn mir die jungen Männer als Menschen geschildert wurden, denen gegenüber ein Mädchen sehr zurückhaltend sich zu verhalten habe. Aus der Zurückhaltung wurde Scheu, gesteigert durch Anspielungen meiner Mutter auf das eheliche Leben, das von der Frau manches fordere, auch dann, wenn sie nicht gewillt sei, es zu geben. Deutliche Aufklärungen blieben aus — das schickte sich nicht.

Während meiner Studienzeit in einer Schweizer Universitätsstadt lernte ich einen Studienkameraden näher kennen und schätzte ihn wegen seiner Begabung und seines korrekten Wesens. Am Ende der gemeinsam verlebten Zeit lud er mich auf seine Bude ein, und nun zeigte sich bei mir die teils ererbte, teils erworbene Hemmung. Ich schlug ein Zusammenreffen bei einer gemeinsamen Bekannten dagegen vor, worauf er höflich einging. Heute wäre ich entweder auf seine Einladung eingegangen oder — noch besser — ich hätte ihn sofort zu mir eingeladen. Es lag ihm vielleicht damals daran, mich noch näher kennen zu lernen und ein Band zu schmieden, und ich weiß, daß er nicht zu weit gegangen wäre. Wir sahen uns darauf lange nicht mehr, bis uns ein Fest wieder zusammenführte. Bald darauf kam er regelmäßig zu weiteren Studien einmal in der Woche in unsere Stadt und machte mir jeweilen einen Besuch. Seine Besuche waren mir lieb; mein Vater begrüßte sie, und meine Mutter erhob keinen Einwand. Wie weit bei dem jungen Manne die Absichten gediehen waren, weiß ich nicht; doch bei einer Gelegenheit erklärte ich ihm, daß ich nicht so begütert sei, wie der äußere Anschein es ihn glauben machen könnte. Ich betonte dies vielleicht mehr, als es notwendig war und den Tatsachen entsprach, wohl im Bewußtsein, ihn ein wenig auf die Probe zu stellen. Er hat sie nicht bestanden. Ich aber fragte mich nachträglich, ob es nicht besser gewesen wäre, erst die Liebe zum vollen Erblühen zu bringen, weil danach ein solches Experiment gar nicht mehr nötig gewesen wäre.

Die starke mütterliche Beeinflussung und die eigenen Hemmungen hätten dennoch in meiner Jugend nicht die große Rolle gespielt, wenn ich nicht zu spät zum gesunden Liebesempfinden erwacht wäre; denn nichts hätte mich von der Bereitschaft zur Ehe abhalten können, da der Wunsch ja eigentlich dazu da war. Und dies mag wieder auf die Erziehung zurückzuführen sein — ein *Circulus vitiosus*.

Die Mutter, die den Freier suchte

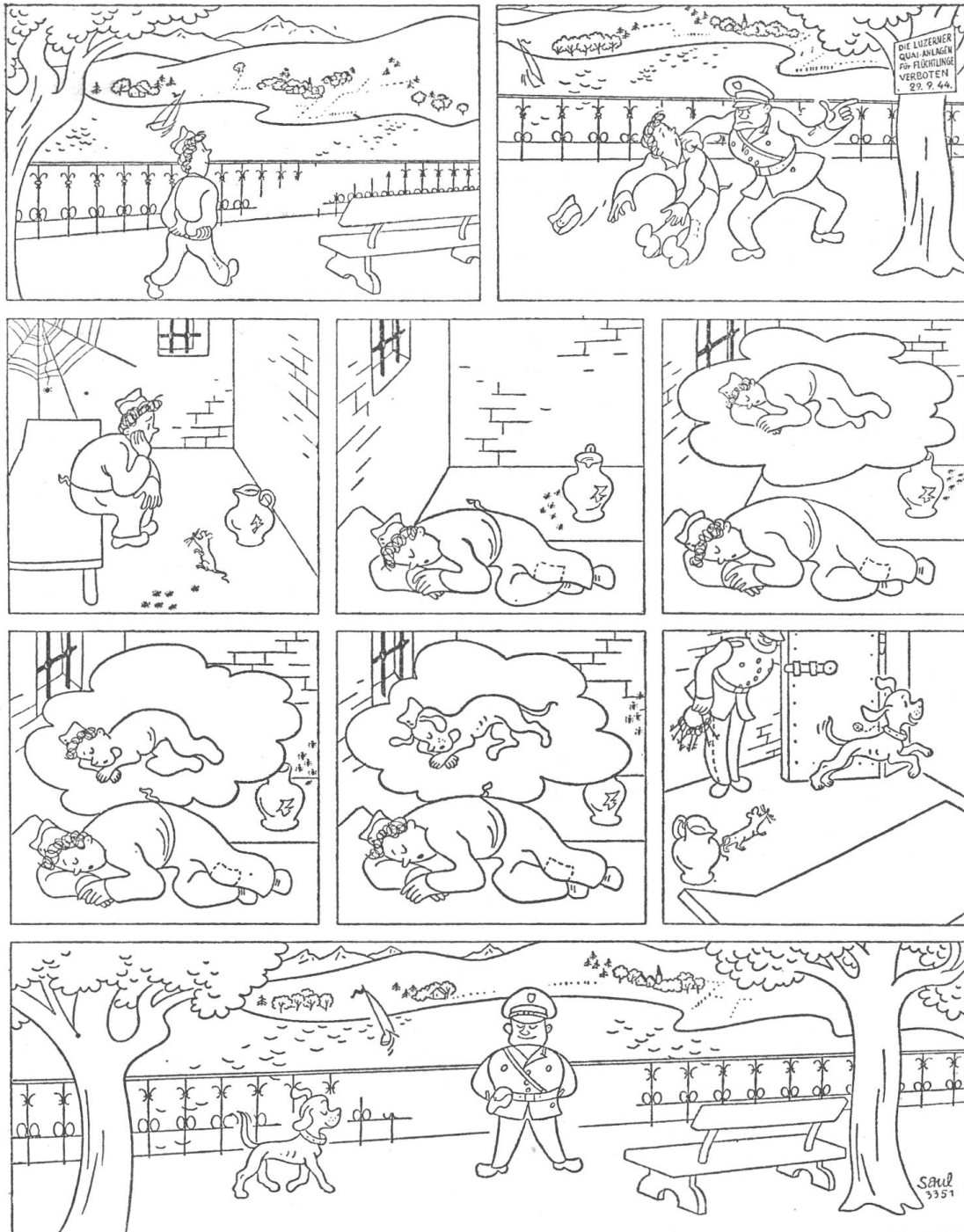
Als ich 8jährig wurde, gab meine Mutter eine Kindergesellschaft. Die dazu eingeladenen Knaben waren von meiner Mutter sorgfältig ausgewählt worden, und meine Mutter bemerkte: « Wenn du einmal groß bist, so müssen dich diese Jungen alle zu einem Ball einladen; jedenfalls wird es dir dann nicht an der Bekanntschaft junger Männer fehlen! » Diese Bemerkung wiederholte meine Mutter noch gar oft im Laufe der Jahre; sie ist mir unauslöschlich in der Erinnerung geblieben. Als ich 18 Jahre alt war, wußte man bereits in unserm Städtchen, daß meine Mutter für mich einen Freier suchte und daß sie mich nicht genug an Bälle und Einladungen, wo junge Männer zugegen waren, schleppen konnte. Ich wurde herausgeputzt und bekam strenge Maßregeln, wie ich mich zu verhalten hatte. Selbstverständlich begleitete meine Mutter mich überall hin und ließ mich nicht aus den Augen. Wenn wir abends nach Hause kamen, fand eine strenge Kritik statt: da und da hatte ich gefehlt, ich war zu steif, zu zurückhaltend gewesen oder auch zu kindisch und zu dumm. Ich begann die Einladungen zu hassen. Ich haßte auch die Ferien, wo ich mit meinen Eltern in teuren Hotels herumsaß und warten mußte, bis irgendein junger Mann mich zum Tanzen einlud. Selbstverständlich mußte ich auch Sport treiben und unter den Augen meiner Mutter Schlittschuh laufen oder an einem Übungshügel teure Privatstunden nehmen. Trotzdem wurde ich 20 Jahre alt und hatte noch keinen einzigen Heiratsantrag erhalten. Nicht daß mich selber dies irgendwie beschäftigt hätte! Ich hatte bisher kaum Gefallen gefunden an jungen Männern und höchstens einmal für einen Lehrer geschwärmt. Meiner Mutter mißfiel dies aber sehr. Sie sprach lange mit mir darüber, daß sie mich gerne glücklich verheiratet sehen möchte und daß ich unbedingt alles tun müßte, um möglichst bald einen Mann zu bekom-

men, denn das Ledigbleiben sei für ein Mädchen das größte Unglück.

Schon fingen da und dort meine Freundinnen an, sich zu verheiraten. Jedesmal, wenn eine Verlobungsanzeige bei uns anlangte, gab dies meiner Mutter Anlaß zu trübseligen Gedanken, und ihre Anstrengungen, mich auch an den Mann zu bringen, wurden verdoppelt. Meine Freundinnen erhielten die kostbarsten Geschenke, wenn es wahrscheinlich erschien, daß sie eine große Hochzeit veranstalteten, und ich wurde dann meistens dazu eingeladen. Es machte mir aber nicht viel Freude: denn, wenn ich von solchen Festen heimkam, empfing mich meine Mutter noch in später Nacht, und ich mußte ihr Auskunft geben, wer mein Kavalier gewesen war, was wir zusammen gesprochen hatten usw., und daran knüpfte meine Mutter dann die Überlegung, ob sich wohl irgendeine Heiratschance für mich aus dieser Bekanntschaft ergeben werde. Ich war als einziges Kind immer etwas scheu gewesen und konnte nicht aus mir heraus in Gesellschaft, außer wenn ich jemanden gut kannte und mit ihm vertraut war; mit der Zeit verlor ich aber jede Unbefangenheit, ich wurde immer ängstlicher und linkischer. Besonders die Feste, die wir zu Hause selber gaben, waren mir eine wahre Qual. Meine Mutter scheute sich nicht, mich unablässig den ganzen Abend zu überwachen und mir überallhin zu folgen und mit den jungen Leuten, die sich mehr als andere mit mir abgaben, so sehr zu beschäftigen und sie so auszufragen, über Zukunft und Herkommen, daß ihre Beweggründe völlig durchsichtig erschienen und ich langsam zum Gespött wurde. Gutgesinnte Freundinnen gaben mir dies andeutungsweise zu verstehen. Eine Bekannte mit einem erwachsenen Sohne nahm meine Mutter beiseite und erklärte ihr, sie dürfe um meinetwillen mit diesem Gebaren nicht mehr fortfahren. Meine Mutter war höchst verwundert und dann entsetzt darüber, daß sie mir geschadet hatte, sie, die doch nur mein Bestes wollte! Sie versprach eifrig, sich in nichts mehr einzumischen,

Ein Flüchtling spaziert in Luzern

*Die Luzerner Quai-Anlagen
für Flüchtlinge verboten*



Aus der Zeitschrift: «Über die Grenzen»

jedoch nach kurzer Zeit begann alles wieder von neuem, und je älter ich wurde, desto beharrlicher wurden die Anstrengungen meiner unglücklichen Mutter.

Mir wurden die männlichen Wesen direkt verhaßt. Ein einziges Mal hatte ich einem jungen Arzt mehr Gefühl entgegengebracht und glaubte zu sehen, daß er dies

Gefühl erwidere. Ich war so unvorsichtig, meiner Mutter darüber einige Andeutungen zu machen. Sie riet mir, den jungen Mann zu uns einzuladen. Dabei stellte sie ihm die üblichen durchsichtigen Fragen, die mich erröten ließen. Aber nicht genug: Als der junge Mann im Dienst war, ließ mich meine Mutter einen Brief an ihn schreiben, der eine Einladung enthielt, mich an einem Sonntag da und da zu treffen. Ich wehrte mich zuerst dagegen, diesen Brief zu schreiben; jedoch meine Mutter überredete mich, dies müsse sein, der junge Mann, welcher aus sehr einfachem Hause stamme, wage es sonst nicht, mir, einem reichen jungen Mädchen, seine Neigung zu gestehen, wenn ich ihm nicht entgegenkomme. Die Antwort, die ich erhielt, war vernichtend. Der junge Mann gab mir zu verstehen, daß er von sich aus die Initiative ergreife zu Einladungen, wenn er ein Mädchen zu sehen wünsche und daß er sich von meinem Vorgehen abgestoßen fühle. Von da an verlor ich jede Selbstsicherheit, jedes Selbstvertrauen, jede Freude; ich hätte alles getan, jeden Menschen geheiratet, nur um den ständigen Druck durch meine Mutter los zu sein. Es hatten sich im Laufe der Jahre nun auch bereits zwei Freier gezeigt; wahrscheinlich solche, die durch Dritte von der reichen Partie gehört hatten. Die Erkundigungen, die meine Mutter bei ihrem Auftauchen einholte, lauteten jedoch in allen Fällen finanziell so vernichtend, daß es auf der Hand lag, ich wurde nur um meiner Anwartschaft willen begehrt. In diesem Punkte wenig-

stens hatte meine Mutter ein Einsehen; direkt in mein Unglück hineinragen wollte sie mich nicht, und so schwer es ihr auch werden mochte, die Mitgiftjäger wies sie ab.

So wurde ich 28 Jahre alt. Meine Jugendgespielen waren zum großen Teil verheiratet und hatten Kinder. Die andern hatten Arbeit, dadurch ihre Befriedigung und stunden mit dem Leben in Kontakt. Ich verlor ihn immer mehr und mehr. Ich wurde unzufrieden und wunderlich; meine Mutter schalt mich undankbar, sie klagte, daß ich mißraten sei, und unser Zusammenleben wurde immer unmöglicher; ich ertrug es kaum mehr.

Durch den Krieg hatte ich endlich die Möglichkeit, von meiner Mutter fortzukommen. Ich hatte mich als Rotkreuzfahrerin gemeldet und war angenommen worden. Meine Mutter glaubte an eine Aussicht, mich zu verheiraten und hatte nichts dagegen, daß ich mitmache. Ich habe keinen Mann gefunden im Dienst; aber ich bin dadurch ein anderer Mensch geworden. Ich war wochen-, einmal sogar monatelang ohne Aufsicht meiner Mutter; der fröhliche und kameradschaftliche Ton im Dienste half mir meine Hemmungen überwinden. Ich bin natürlich geworden, ich habe mich sogar schon einmal verliebt — unglücklich — aber trotzdem bin ich um dieses Erlebnis froh; ich bin ein Mensch und fühle wie ein Mensch; ich bin von meiner Mutter frei geworden; ich habe gelernt, wie zufrieden man ist, wenn man arbeitet.